



*«Das traditionelle Flussschwimmen in der Schweiz, ein Tun, wovon man in vielen Ländern wohl träumt»:
Yasemin Tutav im Berner Lorrainebad an der Aare.*

*«La baignade en rivière en Suisse est une tradition que d'autres pays nous envient»:
Yasemin Tutav dans la piscine de la Lorraine, dans l'Aar, à Berne*

IM GESPRÄCH MIT YASEMIN TUTAV

«Lebendige Traditionen vermitteln Identität und Kontinuität»

Auf der Liste «Lebendige Traditionen in der Schweiz» des Bundesamtes für Kultur (BAK) wird das immaterielle Kulturerbe der Schweiz erfasst. Was bedeutet es, und was verspricht man sich davon? Yasemin Tutav von der Stiftung Science et Cité hat das Projekt «urban traditions» geleitet. Wir haben bei ihr nachgefragt. Marco Guetg, Journalist, Zürich

Yasemin Tutav, klären wir zu Beginn den Begriff. Was ist ein immaterielles Kulturerbe?

Darunter versteht man – ich stütze mich auf die UNESCO-Konvention zur Bewahrung des immateriellen Kulturerbes – «lebendige, über Generationen weitergegebene Traditionen und Praktiken, die einer Gemeinschaft ein Gefühl der Identität und Kontinuität vermitteln».

Wie äussert sich das konkret?

Mannigfaltig! In Festen, über Handwerkstechniken, über Musik, bei Sport und Spiel ... Kurzum: Immaterielles Kulturerbe reicht von A wie Aarauer Bachfischet bis zu Z wie Zürcher Technokultur.

Weshalb rückte bei der UNESCO plötzlich das immaterielle Kulturerbe in den Fokus?

Das hat geografische wie postkoloniale Gründe. Das materielle Kulturerbe befindet sich vor allem in Europa. Länder der südlichen Hemisphäre mit ihren ausgeprägt oralen Traditionen, mit ihren besonderen kulturellen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen, fühlten sich nicht repräsentiert. Das hat die UNESCO nach langen Diskussionen bewogen, auch dem immateriellen Kulturerbe Beachtung zu schenken.

Was braucht es, um in die BAK-Liste «Lebendige Traditionen» aufgenommen zu werden, und wer entscheidet?

Bei der Erstellung und der Aktualisierung der Liste arbeiten Bund und Kantone zusammen. Der Bund koordiniert das Gesamtvorhaben mit fachlicher Unterstützung der Hochschule Luzern. Die Kantone identifizieren ihre lebendigen Traditionen und machen Vorschläge für die nationale Liste. Dabei greifen die Kantone auch Vorschläge aus der Bevölkerung auf. Eine Steuergruppe diskutiert diese kantonalen Vorschläge und wählt aus. Der Steuergruppe gehören Vertreterinnen und Vertreter des Bundes, der Kantone, der Städte, der Schweizerischen UNESCO-Kommission, der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia sowie wissenschaftliche Fachpersonen an. Diese BAK-Liste ist keine staatliche Setzung, sondern eine Bestandesaufnahme.

Was bedeutet das für eine aufgelistete «lebendige Tradition»? Leiten sich daraus explizit Rechte und Pflichten ab?

Lebendige Traditionen schützen sich selbst – indem sie gelebt werden! Eine Konvention ist eine Vereinbarung, kein Gesetz. Um den prozesshaften Charakter des immateriellen Kultur-

erbes hervorzuheben, verwendet man in der Schweiz bewusst den Ausdruck «lebendige Traditionen». Traditionen müssen demnach aktiv gelebt werden und dürfen nicht einfach etwas Folkloristisches oder Museales sein. Sie sind im Hier und Jetzt verwurzelt. Deshalb auch ist die BAK-Liste dynamisch und wird alle fünf Jahre aktualisiert. Ein Listeneintrag ist nicht mit Rechten und Pflichten verbunden, sondern ist eine gesellschaftliche Wertschätzung.

Wovon konkret profitiert eine Gesellschaft, wenn ihre lebendigen Traditionen aufgelistet werden?

Das Ziel ist eine Sensibilisierung für die Vielfalt der Schweiz. Das fördert die Toleranz. Ein Schweizer wird ja nicht gleich als Jodler oder Wanderer geboren. Die Schweiz ist bunter, heterogener, multikultureller. Das sagt die Liste aus.

Dennoch: Für einen Engadiner und seinen Chalandamarz spielt es keine Rolle, ob er sich bewusst ist, Repräsentant einer lebendigen Tradition zu sein. Er lebt sie und macht, was man seit Urzeiten macht.

Es geht gar nicht so sehr um dieses Individuum im Engadin, sondern um die Sensibilisierung der Menschen in der restlichen Schweiz. Wird eine Tätigkeit in die Liste aufgenommen, nistet sie sich ins öffentliche Bewusstsein ein und gibt ihr schweizweit einen Stellenwert.

Der Begriff «immaterielle Kultur» wird erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts und mit dem Aufkommen der Kulturwissenschaft als universitäre Studienrichtung breiter diskutiert ...

... und hängt mit dem «cultural turn» zusammen, der zunächst im angelsächsischen Raum populär geworden ist. Man begann sich neben der Hochkultur vermehrt auch mit der eigenen Alltagskultur zu befassen und die globalisierte, digitalisierte, postindustrielle und urbane Welt mit einem wissenschaftlichen «Blick von aussen» zu betrachten. Klar ist aber, dass materielle und immaterielle Kultur zusammenspielen, das eine nicht ohne das andere zu denken ist.

Der Blick von aussen als Weg, um auf das Eigene aufmerksam zu werden?

Ja, und dabei auch zu sehen, dass Kultur nicht etwas Einheitliches und Statisches ist, sondern von den Menschen, einzeln und durch Gruppen, gestaltet wird. Spannend ist doch, genauer hinzuschauen, wie Menschen ihre Identitäten verhandeln,

wenn sie beispielsweise nicht mehr zu Hause im Dorf leben. Auch durch die Entwurzelung aufgrund von Binnenwanderung verschieben sich die Parameter.

Gibt es eine Schnittstelle, bei der man sagen kann: Hier kippt eine von Menschen ausgeübte Tätigkeit über zu einem immateriellen Kulturerbe?

Nein. Das ist nicht lokalisierbar. Das erkennt erst, wer innehält und einen Sachverhalt reflektiert. Ein Beispiel ist das traditionelle Flussschwimmen in der Schweiz, ein Tun, wovon man in vielen Ländern wohl träumt, aber es kommt aus verschiedenen Gründen niemandem in den Sinn, es auch auszuüben. Hierzulande hat man mittlerweile saubere Gewässer, und so haben sich Aare-, Rhein- oder Limmatschwimmen zu einer lebendigen Tradition entwickelt. Eine lebendige Tradition muss nicht schon seit dem Mittelalter gelebt werden. Vieles, was heute als urschweizerisches Brauchtum gilt, ist gerade einmal 100 oder 150 Jahre alt. Und vieles Pop- und Jugendkulturelle wird schon seit 50 Jahren gelebt.

Letzten Sommer wurde eine revidierte BAK-Liste publiziert. Neu enthält sie 199 Positionen. Ist diese Zunahme von 34 Positionen ein Resultat dieses erweiterten Blicks?

Unter anderem, ja, und als Reaktion auf die erste Inventarisierung von 2012, die vielen den Eindruck vermittelte, die Schweiz bestünde nur aus Jodeln und Alpbefahrten. Vermisst wurde der andere Teil der helvetischen Realität: die moderne, multikulturelle, die städtische Schweiz mit ihrer hohen Mobilität und ihren demografischen Veränderungen. Deshalb wurde das Projekt «urban traditions» durchgeführt, das ich im Auftrag der Stiftung Science et Cité geleitet habe. Im Wissen, dass die Grenze zwischen Stadt und Land nur schwer zu ziehen ist, suchten wir explizit nach Beispielen im urbanen Raum.

Welches waren die Ziele des Projektes «urban traditions»?

Es war in erster Linie ein Sensibilisierungs- und Kommunikationsprojekt. Wir haben in zehn Schweizer Städten «Wissenschaftscafés» durchgeführt und dazu Wissenschaftler, politische Entscheidungsträger wie lokale Organisationen eingeladen, mit der Bevölkerung zu diskutieren. Diese Wissenschaftscafés waren ein gutes Gefäss, um lokal eingebettet Themen und Fragen rund um das immaterielle Kulturerbe zu besprechen und die Wertschätzung gegenüber anderen kulturellen Erscheinungsformen zu fördern. Begleitet wurden die Wissenschaftscafés von einer mobilen Videostation. Damit sind wir über ein Jahr durch die Schweiz getourt – vom Spital in Aarau bis in den Schiffbau in Zürich. Die Videos kann man übrigens immer noch online auf der Website des BAK abrufen. Wir wollten aber auch von den Besuchenden etwas wissen. Über einen Button konnten sie ihre eigene lebendige Tradition aufzeichnen. Wer zu schüchtern war, konnte uns auch eine Postkarte mit Vorschlägen schicken. Die Videos waren ein Erfolg. Wir haben rund 34 000 Personen auf Social Media erreicht.

Was genau ist auf den Videos zu sehen?

Es sind elf kurze Porträts von Akteuren aus unterschiedlichen Städten entstanden, die sehr unterschiedliche urbane Traditionen ausüben. Sie beantworteten uns Fragen zu ihren, aber auch

zu anderen Traditionen in ihrer Stadt. Darunter sind relativ junge bzw. exotische Beispiele wie ein Parkourläufer aus Bern oder eine Nutzerin von Lesebänken aus Chur, aber auch klassische Beispiele wie der Präsident des Fanclubs des HC Fribourg Gottéron oder der Initiant des Wochenmarktes in Sion. Zusätzlich haben wir zwei Wissenschaftler zum Thema befragt und eine BAK-Expertenmeinung aufgenommen.

Dann gab es noch eine Postkartenaktion ...

... genau. Mit rund 100 Rückmeldungen auf unsere Trilogie an Bildern aus den Bereichen Umzugskultur, Badekultur und urban gardening waren die Eingaben aus der Bevölkerung zwar eher bescheiden. Und dennoch ist festzustellen, dass diese Erscheinungsformen nun neu auf der Liste eingetragen sind und zeigen, dass es immer wieder etwas Neues gibt, dass das Bild der Kultur sich immer verändert, dass nichts statisch ist. Menschen leben und handeln, und durch ihr Leben und Handeln verändern sich die Umstände. Den heutigen Markt in Sion gibt es erst seit 2003, der Berner Parkourläufer rennt und springt seit 17 Jahren durch die Stadt und vermittelt sein Können, sein Wissen und auch die damit verbundenen Werte an Junge und Ältere.

Die Stadt wird mit Blick auf die gelebten Traditionen zum Sinnbild einer Zeit, die sich in grossen Teilen vom Ländlichen verabschiedet hat?

Der urbane Raum wird vor allem zum Sinnbild für den Wandel und macht uns bewusst, dass wir bei kulturellen Kriterien einen anderen Zeithorizont ansetzen müssen. Eine Generation entspricht heute nicht mehr einfach einem Menschenleben. Ein Gadget taucht auf, wird benutzt, verschwindet, ein Neues kommt ... alles ist kürzer getaktet.

Zum Schluss eine Zuspitzung: Wenn die Reflexion und Sensibilisierung über die kulturell reale Schweiz die angestrebte Breite und Tiefe erreicht haben, dann braucht es keine Liste mehr mit lebendigen Traditionen ...

... so weit würde ich nicht gehen und ebenfalls zugespitzt und mit einer Analogie zurückfragen: Sollten je einmal alle Menschen auf der Welt nichts mehr «Böses» tun – würde man die Charta für Menschenrechte gleich abschaffen?

YASEMIN TUTAV

Yasemin Tutav (39) ist Deutsche mit türkischen Wurzeln. Sie hat an der Universität Bayreuth (D) und in Warwick (GB) Anglistik, Ethnologie und Soziologie studiert. Von 2008 bis 2011 war sie in Aarau bei *fischteich* engagiert und hat dort verschiedene Kulturprojekte betreut und geleitet. In diese Zeit fällt auch ihre berufsbegleitende Weiterbildung am Stapferhaus Lenzburg (Certificate of Advanced Studies CAS). Es folgten Engagements beim Think Tank W.I.R.E. in Zürich und bei Pro Helvetia. Seit 2013 arbeitet Yasemin Tutav in Bern für die Stiftung Science et Cité als Projektleiterin für den Bereich Wissenschaftskommunikation.

ENTRETIEN AVEC YASEMIN TUTAV

Les traditions vivantes, vecteurs d'identité et de continuité

La liste des «traditions vivantes» de l'Office fédéral de la culture (OFC) recense les formes importantes du patrimoine culturel immatériel en Suisse. Quelle est la portée de cette liste et que peut-on en attendre? Yasemin Tutav de la fondation Science et Cité a dirigé le projet «urban traditions». Nous l'avons interviewée pour approfondir ces questions.

Marco Guetg, journaliste, Zurich

S'appuyant sur la Convention de l'UNESCO pour la sauvegarde du patrimoine culturel immatériel, Yasemin Tutav rappelle que le patrimoine culturel immatériel désigne les pratiques et traditions transmises de génération en génération qui procurent un sentiment d'identité et de continuité au sein d'une communauté. La liste des traditions vivantes donne un aperçu de la diversité culturelle de la Suisse. Elle comporte 199 entrées. Yasemin Tutav explique que l'UNESCO a braqué les projecteurs sur le patrimoine culturel immatériel en partie pour des raisons géographiques et postcoloniales. Le patrimoine culturel matériel se trouve principalement en Europe et les pays de l'hémisphère sud qui ont essentiellement des traditions culturelles orales se sentaient peu représentés. La liste des traditions vivantes en Suisse est établie et mise à jour dans le cadre d'une collaboration entre des experts de la Haute école de Lucerne et des représentants des cantons et des villes sous l'égide de l'Office fédéral de la culture. Un groupe de pilotage composé de représentants de la Confédération, des cantons, des villes, de la commission suisse de l'UNESCO, de la fondation Pro Helvetia et de scientifiques sélectionne les propositions et projets. Cette liste n'est pas exhaustive. L'inscription d'une pratique dans la liste des traditions vivantes ne confère aucun droit, aucune obligation. Elle témoigne simplement de la vivacité et de l'importance d'une tradition dans notre société. La liste de l'OFC est mise à jour tous les cinq ans. Son but est de faire connaître la diversité des traditions suisses dans toutes les régions du pays.

Le terme de «culture immatérielle» qui est apparu à la fin du XX^e siècle a favorisé l'émergence des sciences de la culture dans l'enseignement supérieur. Il est lié au «cultural turn», d'abord populaire dans les pays anglo-saxons, qui a commencé à poser un «regard scientifique extérieur» sur la culture populaire. Si la culture matérielle et la culture immatérielle restent indispensables, ce regard extérieur a permis de mieux connaître les traditions locales. Une tradition vivante ne doit pas forcément être très ancienne. La baignade en rivière, dans l'Aar, le Rhin ou le Rhône par exemple est une tradition vivante que d'autres pays nous envient. L'été dernier, la liste de l'OFC a été complétée. Elle comporte désormais 199 entrées et recense certaines traditions vivantes, plus modernes, pratiquées en milieu urbain. Yasemin



Marion Nitsch

Yasemin Tutav de la fondation Science et Cité a dirigé le projet «urban traditions».

Yasemin Tutav von der Stiftung Science et Cité hat das Projekt «urban traditions» geleitet.

Tutav qui a dirigé le projet «urban traditions» de la fondation Science et Cité a organisé des cafés scientifiques dans douze villes suisses pour interroger les citoyens sur la façon de satisfaire leurs besoins de rituels et d'appartenance communautaire dans leur vie de tous les jours. Cette tournée qui a duré un an a été soutenue par une installation vidéo interactive qui a permis de sensibiliser un grand nombre de personnes. Onze exemples de traditions urbaines ont été présentés dans les vidéos. Yasemin Tutav a également organisé une action de cartes postales sur trois thématiques: les cortèges, la baignade en rivière et le jardinage urbain. L'espace urbain incarne ainsi le changement. L'horizon temporel de nos critères culturels s'est modifié. Une génération ne correspond plus à une vie humaine. Tout est plus court.